

gewerteten nichtösterreichischen Zeitungen häufig mit mehr Verständnis für die tschechischen Forderungen und Ansprüche über das böhmische Problem berichtet haben, als dies bei den deutschen Blättern in der Habsburgermonarchie der Fall war. Ein solcher Hinweis ist um so wichtiger, als wir bis heute nicht wissen, wie die Deutschen außerhalb des Kaiserstaates auf die Entfaltung des habsburgischen Nationalitätenproblems reagiert haben. Es wäre sehr lohnend, hier weiterzuforschen.

Irrtümer und Druckfehler erschweren leider die Lektüre in ärgerlicher Weise. So war die dritte Kurie des Landtags nicht ständisch, sondern städtisch (S. 32), für Böhmen war die Wiener „Presse“ keine ausländische Zeitung (S. 43), Schmerling ist niemals Graf gewesen (S. 132), Polen und Slovenien waren keine Länder, die durch Abgeordnete in irgendeinem habsburgischen Parlament vertreten gewesen wären (S. 41), und so wie es im Jahr 1865 kein Deutsches Reich gegeben hat (S. 223), so gab es ein Jahr später auch keine Krise und keinen Krieg zwischen Deutschland und Österreich (S. 58, 92), und im Juli 1870 hat Frankreich nicht Deutschland, sondern Preußen den Krieg erklärt (S. 117). Fürst Jabkowitz (S. 199, 236) heißt in Wirklichkeit Lobkowitz, die Bicarzialbezirke aus der böhmischen Landtagswahlordnung von 1848 waren in Wirklichkeit die — kirchlichen — Vikariatsbezirke (S. 107), und für eine Arbeit, die sich mit der böhmischen Geschichte beschäftigt, ist die Behauptung besonders schlimm, das Symbol Böhmens sei eine St.-Veits-Krone (S. 54; richtig aber — St.-Wenzels-Krone —: S. 112, 125). Für sich genommen sind das und ähnliches Schnitzer, ihre große Zahl aber zeigt, daß das Manuskript wenig sorgfältig geschrieben und die Korrekturen wenig aufmerksam gelesen wurden. Es besteht deshalb die Gefahr, daß der Leser mißtrauisch wird und auch sonst den Inhalt des Buches nur mit Vorsicht zur Kenntnis nimmt.

Köln

Peter Burian

*Paul Roubiczek, Über den Abgrund. Aufzeichnungen 1939/40. Herausgegeben von Jörg-Ulrich Fechner, mit einem Vorwort von Werner Heisenberg.*

Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich-Innsbruck 1978.

*Paul Roubiczek, Across the Abyss. Translated by George Bird, with an Introduction by Erich Heller.*

Cambridge University Press, Cambridge-London-New York 1982, 325 S., £ 15,—.

Paul Anton Roubiczek wurde 1898 in Prag geboren. Der einzige Sohn wohlhabender jüdischer Eltern ging als Einjährig-Freiwilliger in den Krieg und erlebte die Isonzo-Schlachten. Das Kriegserlebnis bestimmte ihn später zu einem Philosophiestudium. Er lebte in Berlin, als sein erstes Buch, *Der mißbrauchte Mensch*, 1933 der nationalsozialistischen Zensur zum Opfer fiel. Seitdem in Paris, gründete er den Verlag „Europäischer Merkur“, in dem neben seinem eigenen Erstlingswerk Bücher von Heinrich Mann, Franz Mehring, Peter de Mendelssohn, Lion Feuchtwanger, Louis Golding und Ernst Glaeser erschienen, teils in Frankreich, teils in der Tschechoslowakei gedruckt und dem Kampf gegen den Nationalsozialismus gewidmet. 1935

in Wien in leitender Stellung im Zeitbild-Verlag, floh er drei Jahre später vor Hitlers Einmarsch nach Prag und konnte im Juli 1939 nach Cambridge emigrieren. Dort wirkte er bis 1965. Seinen Lebensabend verbrachte er in Gmund am Tegernsee, wo er 1972 verstarb. In englischer Sprache erschien dann auch eine Reihe von Büchern: Eine Hus-Biographie, *Thinking in Opposites*, *The Misinterpretation of Man*, *Existentialism for and against*, *Ethical Values in the Age of Science*, die Übersetzungen ins Französische, Spanische, Dänische, Schwedische, Norwegische und auch ins Hindi erfuhren. Deutsch ist bisher nur sein „Denken in Gegensätzen“ (Frankfurt 1961) und eben das vorliegende Tagebuch des ersten Kriegsjahres zu lesen.

Roubiczeks Kriegstagebuch ist eine Quelle von eigenartigem Reiz und besonderem Wert. Von eigenartigem Reiz, weil hier der Denker in Gegensätzen sich um das Verständnis der politischen Lage und seiner eigenen Position darin bemüht. Reift doch während dieses Kriegstagebuches der unmittelbare Entschluß für die folgende philosophische Arbeit. Und es geht dabei um Gesellschaftsphilosophie. So wird man nicht verwundert sein, daß Roubiczek den Kriegsbeginn als kritischer Gesellschaftsphilosoph kommentiert: „Die Nazis hätten die restlichen Marxisten ruhig hinrichten, sie hätten die Juden an Spießen braten, sie hätten sogar die Tschechen annektieren können — wenn sie sich außenpolitisch gemäßigt hätten, wenn sie hätten glaubhaft machen können, daß sie jetzt endlich Ruhe geben würden, so hätte man sich gerne mit ihnen geeinigt und ihnen vielleicht noch Kolonien nachgeschmissen. Der Krieg ist nicht entstanden, weil die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird, weil die abendländische Kultur im Herzen Europas vernichtet wird; er ist nicht entstanden, weil das Selbstbestimmungsrecht der Völker verletzt wird — er ist nur der Kampf gegen den Versuch, die Hegemonie über Europa zu erringen und die Weltherrschaft . . .“ Der Krieg: Der jüdische Emigrant aus Berlin überlegt in seinem Londoner Asyl, noch kaum gesichert in seiner persönlichen Existenz, was dieser Krieg zu bedeuten habe. Denn nun, da er ausbrach, wird er zweifellos doch auch als Kampf für Gerechtigkeit „mehr als ein bloßer Vorwand“ sein. Und er sieht richtig, daß es darüber erst noch zu einer großen Probe kommen muß, wenn die ersten Engländer gefallen sind, wenn Frankreich nicht standhält (am 3. September 1939!), wenn die Auseinandersetzung mit der Sowjetunion um die Vorherrschaft dieser oder einer künftig zu ordnenden Welt beginnt. „Wenn Rußland den Krieg im Osten gewonnen hat — bedeutet das nicht auch, daß England ihn im Osten verloren hat? Und gerade wenn Rußland versteht, weiter der lachende Dritte zu bleiben — drohen dann nicht weitere und viel schwerer wiegende Siege Rußlands?“ (3. Oktober 1939).

Aber worum geht dieser Krieg letzten Endes? Was manifestiert das christliche Abendland, wie es gerade da, auch nach Roubiczeks Zeugnis, im England der ersten Kriegstage immer wieder beschworen wurde? Das Problem sieht Roubiczek zunächst einmal, am selben dritten Oktober 1939, auf außenpolitischem Feld: „... falls Deutschland niedergeworfen wird, wird Rußland dafür umso größere deutsche Gebiete verlangen. Damit sind wir in allen unlösbaren Problemen der Nachkriegszeit wieder mittendrin, mitten im Selbstbestimmungsrecht der Völker, mitten im Nationalismus, der nur zerstören, aber nicht aufbauen kann. Gewiß: zur Freiheit

des Menschen gehört auch die Freiheit seines Volkes. Also haben die Tschechen ein Recht auf einen eigenen Staat. Wenn dieser Staat lebensfähig sein soll, muß er die Gebiete des alten Böhmen erhalten. Auf diesem Gebiet aber wohnen Deutsche, die nicht unter die tschechische Herrschaft kommen wollen, und man muß auch ihnen das Selbstbestimmungsrecht einräumen — wie aber läßt sich dieses Selbstbestimmungsrecht mit dem der Tschechen in Einklang bringen? Es läßt sich nicht in Einklang bringen, solange nicht neue, aufbauende Ideen für das Zusammenleben der Völker gefunden sind, die den Nationalismus überwinden! Hat England solche Ideen — hat es auch nur eine klare Vorstellung davon, wie der Friede, den es erkämpfen will, aussehen soll?“

Man kann ein Buch nicht in einer Rezension zitieren. Aber man ist, als Leser dieser von Tag zu Tag aufregenderen Lektüre, in der größten Versuchung dazu. Und da hinein, in außenpolitische Betrachtungen von einem Scharfsinn, den wahrscheinlich kaum die führenden Politiker jener Tage besaßen, muß Paul Roubiczek seine eigenen Fragen mengen, muß er sich überlegen, ob er, der 42jährige, sich in diesem Krieg freiwillig melden soll, in der schmerzlichen Erkenntnis, daß dieser Krieg zunächst einmal mehr Berechtigung hat, weil er gegen etwas, und weit weniger, weil er für etwas geführt wird.

Er entscheidet sich, ohne Rücksicht darauf, daß er kaum mehr als Soldat Verwendung fände, für die Philosophie; für die Mitarbeit an einer neuen Idee, damit die Kriegszeit des Westens mit Inhalt gefüllt würde. Aus dieser Idee sind ein halbes Dutzend Bücher geworden, aber man mag mit dem Autor darüber resignieren, welcher Erfolg ihnen beschieden war. Nun hat freilich unser emigrierter Philosoph in den 350 ersten Tagen des letzten Krieges weit größere Niederlagen miterlebt, mitgedacht, mitkommentiert: „Die Deutschen sind in Paris einmarschiert. Kann man diesen Gedanken noch ertragen? Die marschieren und marschieren, hinein in die Hauptstädte Europas, nach Wien und nach Prag, nach Warschau und Kopenhagen, nach Oslo, Amsterdam und Brüssel — und nun sind sie in Paris ... Denn das Schreckliche ist doch, wie diese westliche Welt einfach zusammenbricht, wie gar kein Widerstand mehr möglich scheint ... Zwei Tage in London: Stärker hat man dort den Eindruck einer sterbenden Welt ...“ (14./15. Juni 1940). Und drei Tage später: „Heute wurde auch bekanntgegeben, daß England Frankreich den Vorschlag gemacht hat, die beiden Länder in eins zu verschmelzen, um dem gemeinsamen Kampf die letzte Kraft und innere Sicherheit zu verleihen. Ist es nicht schrecklich, daß alles Gute, das geschieht, zu spät geschieht?“ 26. Juni: „An einzelnen Menschen zweifle ich nicht, sie haben eine ganz andere Sicherheit, als in Deutschland möglich war — aber die Macht ist auch in den Demokratien eine merkwürdige Sache!“

Der kluge Kommentator, der grübelnde, mit seinen politischen Einsichten, aber auch mit seinem Willen zum christlichen Leben ringende Paul Roubiczek verläßt uns am ersten Jahrestag des Kriegsbeginns mit Gedanken über Kirche und Christentum. Die „Luftschlacht um England“ ist zu dieser Zeit eigentlich schon geschlagen — gewonnen von der englischen Defensive. Er weiß es nicht. Aber er hat es mit ein paar klugen Bemerkungen eigentlich schon festgehalten. Sein Trost nach den ersten aufrüttelnden Erfolgen der Armeen Hitlers ist gerade dieses englische Stand-

halten und die Vorstellung, daß alles doch noch nicht entschieden ist. Und so kehrt er mit den letzten Zeilen zurück zu der Frage nach der Bedeutung des Christentums für unsere Kultur, für die Kirche, in jeder Form, für die persönliche Ethik. Auch wenn, das meditiert er nach einem englisch-deutschen Gottesdienst an jenem 1. September 1940, die Kirche in vielfacher Form starre Regeln anbietet statt der lebendigen Wahrheit des Christentums, sie scheint ihm unentbehrlich: „Heute gilt es zu retten, was von der europäischen Kultur noch zu retten ist, damit eine Grundlage für den Neubau übrigbleibt. Das Christentum ist eine, vielleicht die wichtigste dieser Grundlagen — auch die Kirche kann es bewahren helfen, wenn man sich in ihr bewußt bleibt (und so vielen wie möglich bewußt macht), was Christentum im Gegensatz zur Kirche wirklich bedeutet.“

Diese Worte müßten nicht schon am 1. September 1940 geschrieben sein. Vieles andere dazu: der beklagte Mangel an einer Idee des Westens, den Roubiczek im ersten Kriegsjahr aussprach, hat uns inzwischen in Jahrzehnten im Streit der Parteien nicht verlassen; die Notwendigkeit eines europäischen Zusammenschlusses ist in unübersichtlichen Formalitäten versandet, immer wieder durchkreuzt von wirtschaftsorientiertem Nationalegoismus. Die Hoffnung auf den Bestand in der Fragilität angesichts einer totalitären Bedrohung, wie sie Paul Roubiczek sich schließlich abrang, sollte nicht als Trost erscheinen. Sie muß als Devise gelten.

Bochum

Ferdinand Seibt

*Václav Černý, Paměti [Erinnerungen].*

Sixty-Eight Publishers Corporation, Toronto 1982, 483 S.

Was F. X. Šalda als Praeceptor der tschechischen Literatur bis in die ersten dreißiger Jahre war, das wurde in der Folge der tschechische Bohemist und Professor für vergleichende Literatur an der Karlsuniversität, Václav Černý, durch seine tiefen Kenntnisse der tschechischen philosophischen, politischen und literarischen Szene, seine eigene literarische Tätigkeit, seine präzisen Analysen und seine kritischen Urteile.

Černý läßt im ersten Kapitel seines Buches „Erinnerungen“ die Eindrücke und Erlebnisse von seinem Aufenthalt in Dijon Revue passieren. Der im Jahre 1905 in Nordostböhmen geborene Autor kam bereits mit 16 Jahren als überdurchschnittlich begabter Gymnasiast mit weiteren 19 Mittelschülern auf Einladung der französischen Regierung in ein Internat nach Dijon. Hier wurde das Fundament für sein überbetontes frankophiles Verhalten, für seinen „vive-la-France-Enthusiasmus“ gelegt. Seine zweite geistige Bindung fand der junge Idealist in der Person von Masaryk. Wenn er sich auch in unwesentlichen Dingen zu Masaryk negativ äußert, für ihn bleibt der Mann vom Hradschin Symbolfigur aller humanistischen Tugenden und Vater eines demokratischen Staatswesens.

Eingehend berichtet Černý, der seine Muttersprache meisterhaft beherrscht, in den weiteren Kapiteln über seine Studienzeit an der Prager Universität, seine ersten literarischen Schritte und seine Tätigkeit als Übersetzer. Besonders ausführlich geht